

# Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Bosener Zeitung“.

Nr. 6.

Bosen, den 11. Februar.

1883.

## Der Theaterkandidat.

Novelle von T. Tschürna.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Wie erquickende Bergesluft wehte das frische Wesen des Kindes in die schwüle Atmosphäre des gräßlichen Hauses. Die müden, gelangweilten Gesichter hellten sich auf, wenn die klare Stimme schon von der Ecke aus ihren „guten Tag“ heraufrief, und selbst das feierliche Gesicht des alten Dieners legte sich in freundlichere Falten, wenn er dem kleinen Gaste die Tasse füllte und ihr den Kuchenteller in verführerische Nähe schob.

Toni nahm diese allgemeine Zuneigung mit großer Gelassenheit entgegen, sie war daran gewöhnt, der Mittelpunkt ihrer Umgebung zu sein.

Nur der Gräfin lohnte sie ihr freundliches Entgegenkommen durch leidenschaftliche Zuneigung.

Das Durchgeistigte, Leidvolle im Wesen der jungen Frau, ihre vornehme Anmuth übten eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf das wilde Kind. Sie war unerschöpflich in kleinen Dienstleistungen und fand sich hochbeglückt, wenn sie durch ein leises Dankeswort oder einen liebevollen Blick der traurigen Augen dafür belohnt wurde.

Mit dem Grafen stand Toni noch immer auf Kampffuß; war er anwesend, dann rückte er sofort mit Plänkeleien gegen die kleine Nachbarin vor und freute sich höchlich, wenn seine Angriffe schlagfertig und nicht eben zart zurückgewiesen wurden.

Die Französin war Toni's geschworene Feindin; ihr war der kleine Eindringling schon deshalb verhaßt, weil ihr durch diesen ein Zuwachs von Arbeit entstand, den sie nur ungeduldig trug.

Ella war früher eine kleine Dame gewesen, ein bequemer Bögling, der mit dem einfachen „Das schickt sich nicht“, leicht zu regieren war.

Mademoiselle hatte behaglich ihren Rock oder Dumas genießen können, wenn Ella in stiller Beschäftigkeit mit ihren Puppen hantirte, sie war in ihrem koketten Treiben auf der Promenade nicht behindert worden durch das schweigsame Kind an ihrer Seite.

Jetzt war aus dem schattenhaften Geschöpfchen ein bewegliches Kind geworden, das Ansprüche machte und amüsirt sein wollte.

Seit Toni die prächtigen Wachspuppen, die sogar Papa und Mama sagen konnten, für langweilige Dinger, und Puppenstube und Kochherd für dummes Zeug erklärt hatte, fand auch Ella kein Vergnügen mehr daran, sie wollte anderweitig beschäftigt sein.

Solche Anforderungen waren Mademoiselle Blanche höchst unbequem und doch mußte sie sich ihnen fügen, wenn sie sich nicht einer scharfen Rüge der Gräfin aussetzen wollte, sie mußte bei den Besuchen Toni's die beiden Kinder beaufsichtigen, war verantwortlich für ihre Sicherheit und doch ohne Macht, ihrem wilden Treiben zu steuern.

Die Gräfin hatte für ihre ewigen Anschuldigungen nur ein Achselzucken oder kurzes „laissez done“ und von dem Grafen, der doch sonst der hübschen Pariserin gern zu Dienste war, mußte sie gar erleben, daß er sie spöttisch vor dem unnützen Aerger warnte, der den Teint verderbe.

Seit nun gar durch Ella's Schwachhaftigkeit, noch dazu in Gegenwart des Grafen, die ominöse Ähnlichkeit mit des Gärtners Kaze zur Sprache gekommen war, gönnte Mademoiselle

der kleinen Nachbarin kein freundliches Wort mehr, was freilich auf das widerspenstige Mädchen nicht den geringsten Eindruck machte.

Seit mehreren Wochen war Toni täglicher Gast im Schlosse, da brachte eines Nachmittags Johann, der gräßliche Diener, dem Kandidaten einen Brief. Frau Winter, die dem Boten das Billet abgenommen hatte, blieb neugierig in der Thür des Kandidaten stehen, um die Wirkung des zierlichen Briefchens zu beobachten.

Diese war allerdings seltsam genug.

Der alte Herr sprang von seinem Sessel am Schreibtische empor und durchmaß mit langen Schritten das Zimmer. Dabei schüttelte er mehrmals bestig den Kopf.

„Gott bewahre. — Welche Idee!“

Frau Winter verging fast vor Neugier.

„Was ist's denn?“ fragte sie.

„Da lesen Sie“.

Er reichte ihr den Brief, um gleich darauf wieder schnell wie ein Irrlicht in die andere Zimmerecke zu fahren.

Das Lesen von Geschriebenem war nicht Frau Winters stärkste Seite. Sie quälte sich eine Weile mit den zierlichen, ein wenig undeutlichen Schriftzügen, dann sagte sie sich kurz und hielt den eben wieder vorüberstürmenden Kandidaten am Rockschöße fest.

„Bleiben Sie nun endlich einmal stehen“, sagte sie ungeduldig, „und lesen Sie mir das Ding da vor. Ich habe meine Brille nicht hier, und ohne die kann ich mit dem Getrösel da nicht fertig werden“.

Behorsam blieb der Kandidat stehen und las:

„Geehrter Herr! Die tüchtigen Kenntnisse, welche ich an Ihrem Pflügetöchterchen bewundere, haben in mir den Wunsch rege gemacht, die Erziehung meiner kleinen Ella gleichfalls in Ihre Hände zu legen. Ein gemeinsamer Unterricht beider Kinder würde mir das Angenehmste sein. Zur näheren Rücksprache darf ich wohl morgen zwischen zwölf und zwei Uhr Ihren Besuch erwarten.“

Mit vorzüglicher Hochachtung

Margarethe, Gräfin Thun.

„Nun, was sagen Sie zu dem Vorschlage?“

Er zerdrückte aufgeregt den Brief und schob ihn in die Rocktasche.

„Daß es ein sehr guter ist, den Sie hoffentlich annehmen werden“.

„Ich! Ich sollte!“ . . . .

Der alte Herr starrte die resolute Nachbarin mit entsetztem Blicke an.

„Wo denken Sie hin, Frau Winter? Den einfachsten bürgerlichen Verhältnissen gegenüber hat mir die Courage gefehlt, und jetzt sollte ich mich engagiren lassen als Lehrer in einem gräßlichen Hause. — Lehrer? Ah bah! Der Narr, der Hanswurst würde ich sein für die vornehmen Leute“.

Er fuhr wieder mit fabelhafter Geschwindigkeit aus einer Ecke in die andere und warf zuweilen einen ängstlichen Seitenblick auf Frau Winter, die sehr ernsthaft aussah.

„Thun Sie nach Ihrem Belieben, Herr Kandidat“, sagte sie gemessen, „und finden Sie sich mit Ihrem Gewissen ab, wie

Sie können. Sie sind ein kluger Mann, ein gelehrter Mann, aber was nützt's Ihnen und was nützt's der Welt? Daß Sie den ganzen Tag an den Büchern sitzen und neue Gelehrsamkeit aufspeichern, heißt im Grunde nur, dem lieben Gott die Zeit abstehlen, denn Thätigkeit, die Niemanden Nutzen bringt, ist nur geschäftiger Müßiggang. Doch die Sache war nun einmal verfahren, und ich habe deshalb nie ein Wort darüber verloren. Daß Sie aber jetzt Ihr Glück um Ihrer Bequemlichkeit Willen geradezu von sich stoßen, das ist unverantwortlich".

Sie wandte sich ab und wollte in ihrer raschen Art das Zimmer verlassen.

Aber schon stand der Kandidat bei ihr.

"So warten Sie doch", bat er, "hören Sie doch wenigstens meine Gegengründe. Wir brauchen den Zuwachs der Einnahme nicht, wir kommen ganz gut aus ohne die leidige Schulmeisterei".

Die Miene der kleinen Frau war die eines Großinquisitors, und ihre Stimme scharf wie ein Dolch.

"Sie denken nur an sich, Herr Kandidat, nicht aber an das Kind, das Sie zu lieben vorgeben. Nehmen wir an, daß Sie, was Gott verhüte, einmal plötzlich sterben. Was wird dann aus dem armen Kinde? In's Waisenhaus kommt's, ein Diensthote wird's, denn was kann ich arme, alte Person mit bestem Willen für das Mädchen thun? Herumgestoßen würde das arme Ding in der Welt. Und wer wäre dann Schuld daran? Sie, Herr Kandidat, Sie allein".

Der kleine Mann krümmte sich förmlich unter den unbarmherzigen Worten seiner Richterin, sie ließ sich aber dadurch nicht irre machen.

"Sie haben in Ihrem Kopfe ein Kapital", fuhr sie fort, "verwerthen Sie es, Sie sind es sich selbst schuldig, sich und dem Kinde, dem Sie Vater zu sein versprochen haben".

Der Kandidat war in den Stuhl am Schreibtische niedergesunken, er stützte tief aufathmend den Kopf in beide Hände.

"Nun wohl", sagte er, "ich will's versuchen, ich weiß, es wird nicht angehen — aber ich will's versuchen um Toni's Willen. Und nun vor Allem dieser leidige Besuch morgen. — In diesem Rocks".

Er sprang wieder auf.

"Nein, nein, es ist unmöglich, total unmöglich".

"Ach was, unmöglich", warf Frau Winter ein, "macht etwa der Rock den Mann? Uebrigens will ich den da — sie warf einen herausfordernden Blick auf das geschmähte Kleidungsstück — noch heut Abend vornehmen, er soll ein ganz respektables Aussehen erhalten".

Das Versprechen war ein wenig voreilig. Der Rock des Kandidaten sah am anderen Mittage fragwürdig wie immer aus, und die ganze Figur, noch gebeugt durch die beklagenswerthe Nothwendigkeit einer Staatsvisite, machte einen nichts weniger als imposanten Eindruck. Dieser unleugbaren Thatsache zum Troß versicherte Frau Winter mit dreister Stirn genau das Gegentheil, aber es gelang ihr nicht, den geringen Muth des Kandidaten zu heben.

Furchtsam und scheu betrat er das Vestibule des gräflichen Hauses.

Er fühlte die spöttischen Blicke der Dienerschaft wie ebensoviele Dolchspitzen und fuhr entsetzt zusammen, als jetzt gar leises Röcheln hinter einer halbgeöffneten Thür laut wurde.

"Ah, quel petit monstre que voilà", flüsterte eine übermüthige Stimme, und spottfunkelnde Augen blickten ihn durch die Thüröffnung an. Die Hand des Kandidaten umfaßte krampfhaft das Treppengeländer, der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, und er hätte wohl die Flucht ergriffen, wenn nicht eben auf der Treppe der alte Johann erschienen wäre.

"Wollen der Herr Kandidat die Freundlichkeit haben, mir zu folgen", sagte der alte Diener höflich.

Er führte den Kandidaten die Treppe hinauf und ließ ihn in ein hohes, prachtwoll ausgestattetes Zimmer treten.

Stumm und resignirt blieb der Alte an der Thür stehen, er wagte nicht aufzuschauen.

"Wollen Sie nicht näher treten, Herr Kandidat?" fragte da eine leise, wohllautende Stimme.

Die lieblichen Töne erhöhten ein wenig den Muth des kleinen Manne's

Er blickte auf und sah in einem Sessel eine zarte, gebrechliche Gestalt mit guten, freundlichen Augen.

Eine Last wich ihm vom Herzen.

Er trat näher und verbeugte sich.

"Die Frau Gräfin haben befohlen".

"Gebeten, Herr Kandidat, nur gebeten; aber wollen Sie nicht Platz nehmen?"

Der Kandidat setzte sich steif wie eine Drahtpuppe auf die äußerste Ecke eines Stuhles.

"Sie bringen mir Antwort auf meinen Brief", fuhr die Gräfin fort, "zusagende, wie ich hoffe. Ich habe nach Allem, was ich von Ihnen hörte, herzliches Zutrauen zu Ihnen gewonnen und würde mit Freuden den Unterricht meines Kindes in Ihre Hände legen. Ella wird Ihnen keine allzugroße Mühe machen, sie ist zwar kein besonders begabtes, aber ein gutes und pflichttreues Kind. — Also abgemacht, Herr Kandidat".

Sie hielt ihm die schmale, weiße Hand hin, in die der Kandidat nothgedrungen seine grob behandschuhete Rechte legte, um sie im nächsten Moment mit einem blitzartigen Ruck wieder unter seinem breiten Müzenschilde verschwinden zu lassen.

Die Zahl der täglichen Lehrstunden wurde besprochen, und ein glänzendes Honorar dafür festgesetzt, gegen dessen Annahme sich die Bescheidenheit des Kandidaten mächtig sträubte. Die Gräfin behandelte diesen Punkt mit aller Feinheit der vornehmen Dame; sie wußte mit vieler Geschicklichkeit sich als die Empfangende, den Kandidaten als den Gewährenden hinzustellen, um ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß sie nicht im Entferntesten daran denke, ihn beschenken zu wollen, sondern daß sie seine Leistungen nur einfach nach jener Werthschätzung honorire, die in ihren Kreisen üblich sei.

"Es bleibt mir nur noch übrig, Ihnen Ihre künftige Schülerin vorzustellen", sagte sie schließlich.

Ella erschien und besiegte durch ihr lieblich-bescheidenes Wesen die letzten Skrupel des Kandidaten.

Er empfahl sich leichteren Herzens und völlig versöhnt mit dem Engagement, gegen das er sich so sehr gesträubt hat.

Eben wollte er den Vorgarten des gräflichen Schlosses durchschreiten, als ein Wagen durch die Einfahrt brauste und vor der Rampe hielt.

Der Graf stieg ab und musterte staunend den Forteilenden.

"Wer ist dieses kleine Ungethüm, Blanche?" fragte er die Französin, deren geschmeidige Gestalt an einem offenen Fenster des Erdgeschosses sichtbar wurde.

Die Französin lachte hinter der vorgehaltenen Hand.

"Kennen Sie diese Berühmtheit noch nicht", fragte sie. "Das ist ja Toni's Theaterkandidat, der verrückte Theaterkandidat, wie die Leute ihn nennen. Madame hat ihn als Lehrer für Ella engagirt". Die Beiden wechselten einen spöttisch mitleidigen Blick.

"Die Idee sieht meiner theuren Gattin ähnlich", sagte der Graf geringschätzig, dann nickte er dem jungen Mädchen noch einen Gruß zu und trat in's Haus.

Die Lehrstunden begannen am nächsten Tage und nahmen einen über Erwarten günstigen Verlauf. An Ella's Schlichterheit brach sich die des Kandidaten, er fand binnen Kurzem den Muth, seine wahrhaft glänzende Lehrbefähigung in ihrem vollen Umfange zu entfalten.

Der Erfolg blieb nicht aus.

Ella war, wie die Gräfin gesagt hatte, emsig und pflichttreu, sie ersetzte durch eisernen Fleiß, was ihr an Befähigung abging und blieb so nicht allzuweit hinter der begabten aber auch flüchtigeren Toni zurück.

Der Kandidat fühlte sich sehr gehoben durch seine neue Lehrthätigkeit. Zum ersten Male im Leben empfand er die Freude am nutzbringenden Berufe, am eigenen Erwerbe. Die kluge Nachbarin trug nach Kräften dazu bei, sein endlich erwachtes Selbstbewußtsein zu schüren. Sie behandelten ihn mit merklich erhöhter Achtung und erlaubten sich nie mehr jene kleinen Ausfälle gegen ihn, die sonst an der Tagesordnung gewesen waren.

In feinerer Weise, aber mit gleicher Absicht, suchte indeß die zartfühlende Gräfin auf den Kandidaten einzuwirken.

Auch ihr war sein gänzlicher Mangel an Selbstbewußtsein peinlich aufgefallen, und sie erkannte ganz richtig in eben diesem

Mangel den Schlüssel zu seiner verfehlten Laufbahn. Um seine Schüchternheit zu schonen, hielt sie alle fremden Einflüsse vom Schulzimmer fern, sie betrat es weder selbst, noch litt sie, daß Andere durch ihre Gegenwart störend einwirkten. Dagegen hatte sie, im Nebenzimmer verborgen, einigemale dem Unterrichte heimlich beigewohnt, und ihr Interesse für den seltsamen Mann war bei dieser Gelegenheit noch gestiegen.

Sie behandelte ihn bei gelegentlichem Zusammentreffen mit höchster Achtung und zwang die übrige Hausbewohnerschaft das Gleiche zu thun.

So begegnete denn fortan die gesammte Dienerschaft dem Kandidaten mit ausgezeichnete Höflichkeit, selbst Mademoiselle zügelte weislich ihre Spottlust.

Der Graf freilich war zu gleicher Rücksichtnahme gegen den Lehrer seines Kindes nicht zu bewegen, er ignorirte den Kandidaten gänzlich und beantwortete dessen höflichen Gruß mit beleidigender Nachlässigkeit.

Zum Glück für den feinfühlenden, alten Mann, dem jedes Zusammentreffen mit dem rücksichtslosen Hausherrn entsetzlich war, weilte der Graf nur selten daheim. Er betrachtete sein Haus lediglich als Absteigequartier für die wenigen Stunden, welche seine Vergnügungen ihm übrig ließen und war im Club und den fashionablen Restaurants der Stadt bei weitem heimischer, als in seiner eigenen Häuslichkeit.

In der vornehmen Welt h's war man überzeugt, daß der Graf viel unter den krankhaften Stimmungen seiner Gemahlin zu leiden habe und man verdachte es ihm nicht, wenn er sich durch äußere Zerstreuungen für sein häusliches Elend zu entschädigen suchte.

Er war sehr beliebt, die Männer nannten ihn einen guten Kameraden, die Frauen, alte und junge, schwärmten für ihn, denn er besaß jene bequeme Art der Liebenswürdigkeit, die Jedem etwas bietet, ohne sich deshalb in Unkosten zu setzen.

Kurz, er hatte die Welt für sich und wußte ihr klug seine Schwächen so weit zu verbergen, daß sie recht wohl für „leicht verzeihliche Verirrungen“ gelten konnten; welche Untiefen dieser scheinbar so leicht zu behandelnde Charakter barg, das wußte nur sein Weib.

Die Gräfin war ein geistprühendes, anmuthiges Mädchen gewesen; im Laufe weniger Jahre war sie zur erbitterten, tiefunglücklichen Frau geworden.

Furchtbare Erfahrungen hatte sie schon in ihrer kurzen Ehe gemacht und doch, mißhandelt und in den Staub getreten, vermochte das arme Herz sich noch immer nicht völlig loszurichten von seinem einstigen Ideale.

Die Gräfin war eine stolze und leidenschaftliche Natur, sie verbarg mit rastloser Angst eine Liebe, die nicht mehr gewünscht wurde, vor dem Gegenstande derselben, sie heuchelte Kälte und Gleichgültigkeit, um sich nicht zu verrathen, aber dieser stete Kampf mit sich selbst und dem eigenen Herzen rieb sie körperlich und geistig auf.

Der einzige Lichtstrahl in ihrem öden Dasein war Ella, und das sichtlich Aufleben des Kindes gewährte ihr eine lange nicht empfundene Befriedigung.

Sie schloß dafür Toni mit dankbarer Liebe an ihr Herz, das höchste und innigste Interesse aber wandte sie dem armen Kandidaten zu.

Sein trauriges Geschick war dem ihren verwandt, ja, er schien ihr noch beklagenswerther, denn an seine Fersen heftete sich unvermeidlich der Fluch der Lächerlichkeit, der ihr erspart blieb.

Es war dem Kandidaten schwer beizukommen, alle ihre Versuche, sein Vertrauen zu erringen, blieben anfangs fruchtlos. Sie ließ ihn häufig nach den Stunden zu sich bitten, angeblich, um mit ihm über Ella zu sprechen, in Wahrheit, um ihn nach und nach vertraulicher zu machen. Er kam allerdings, aber mit innerem Widerstreben, man sah ihm das an.

Frau Winter hatte nach der ersten Gage einen neuen Anzug für ihn durchgesehen, aber was half das? Er schlotterte ihm um die Glieder, wie ehemals der alte, und der spiegelglatte Cylinder wurde eben so krampfhaft zwischen den Fingern gedreht, wie sonst die graugriine Mütze.

Mit innerem Unbehagen, das ihn nur noch unbeholfener erscheinen ließ, betrat er den glänzenden Salon der Gräfin und man sah ihm an, wie sehnlich er den Augenblick herbeiwünschte, in dem es ihm erlaubt sein würde, sich in seine stille Klause zurückzuziehen.

Aber endlich begann der Einfluß der Gräfin doch zu wirken; es war eben unmöglich, dieser Liebenswürdigkeit, dieser herzgewinnenden Freundlichkeit auf die Länge zu widerstehen.

Wie reizend verstand sie es aber auch, auf alle Interessen des alten Sonderlings einzugehen, mit welcher Klugheit wußte sie seine Ansichten aus ihm heraus zu locken, mit welcher wohlthuenden Liebenswürdigkeit nahm sie dieselben entgegen.

Ihr war in hohem Grade die Kunst des anregenden Zuhörens eigen und vermöge dieser seltenen Kunst errang sie den Sieg über die Schweigsamkeit des Kandidaten.

Die mühsam errungene Freundschaft trug für die Gräfin kaum minder herrliche Früchte, wie für den wunderlichen Alten, der völlig auflebte unter ihrem Einflusse.

Was ihr anfangs nur ein Opfer der Dankbarkeit und des Wohlthuens gewesen war, wurde ihr bald Freude, Genuß und Lebensbedürfnis.

Jahrelang hatte ihr Geist brach gelegen unter der tödtlichen Ermüdung ihres ganzen Wesens, jetzt zum ersten Male wieder fand sie Lust und Gelegenheit, ihn in anregendem Gedanken austausche geltend zu machen.

„Warum verlegen Sie sich nicht auf's Schreiben“, fragte sie einst, als er neben ihr am Kamin saß, „Sie besitzen Alles, was dazu nöthig ist, Geist, Phantasie, Wissen und eine schön fließende Ausdrucksweise“.

„Ich schreibe viel“, gab er zu.

„Und was thun Sie damit?“

„Nichts, ich lege es bei Seite“.

„Das ist unrecht, Herr Kandidat“.

„Meinen Sie?“ fragte er schüchtern.

„Sicherlich“, erwiderte die junge Frau eifrig, „Jeder soll mit dem Punde wuchern, das ihm Gott gegeben hat“.

Der Kandidat schwieg schuldbewußt.

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen“, fuhr die Gräfin fort, „bringen Sie mir eins Ihrer Manuscripte. Ich sende es meinem Buchhändler zur Begutachtung, und das Uebrige findet sich dann“.

Der Kandidat sträubte sich mächtig gegen dieses Ansuchen, aber die Gräfin siegte schließlich doch, wie immer.

Das Manuscript wurde gebracht und abgesandt.

Einige Wochen später hielt die Gräfin dem eintretenden Kandidaten einen Brief entgegen.

„Was habe ich hier?“ fragte sie mit freudestrahlendem Gesicht.

Er erklärte seine völlige Ahnungslosigkeit.

Sie reichte ihm das Schreiben, es kam vom Buchhändler und lautete:

„Gnädige Gräfin! Ich freue mich sehr, Ihrem Wunsche entsprechen zu können. Die mir übersandte Abhandlung „Das Theater der Gegenwart“ zeugt von tiefem Verständniß, ich biete dem Verfasser 100 Mark dafür und bin gern bereit, andere Erzeugnisse seiner Feder zu verwenden“.

Der Kandidat ließ das Blatt sinken, über sein farbloses Gesicht ergoß sich heller Freudenthimmel, und in seinen Augen standen Thränen.

„Gott lohne es Ihnen, Frau Gräfin“, stammelte er, denn die Aufregung raubte ihm fast die Sprache. „Sie haben mich erst zum Menschen gemacht. Sie haben mir das Bewußtsein meiner Fähigkeiten, die Kraft, sie zu brauchen, gegeben, wenn mein Lebensabend ein freundlicher und sorgloser wird, Ihnen verdanke ich es, Ihnen allein. Gott segne Sie!“

(Fortsetzung folgt.)

# Einfluß des elektrischen Lichtes auf die Pflanzen.

Vor der „Royal Society“ in London machte C. W. Siemens über den Einfluß des elektrischen Lichtes auf die Pflanzenkultur interessante Mittheilungen, denen wir folgende Details entnehmen:

Es wurde zunächst von Siemens eine große Anzahl von Blumentöpfen, in denen rasch keimende Samen gepflanzt waren, wie Senf, Mohrrüben, schwedische Rüben, Gurken und Melonen, und welche sich in niedrig gelegenen Gewächshäusern befanden, dem Versuche unterworfen. Die elektrische Lampe befand sich 2 m über der Glasdecke. Eine Gruppe der Töpfe war ganz im Dunkeln gehalten, eine nur dem elektrischen Lichte, eine dritte nur dem Tageslichte und eine vierte endlich successiv dem Tages- und elektrischen Lichte ausgesetzt, welche letzteres allabendlich von 5 bis 11 Uhr brannte. Den übrigen Theil der Nacht blieben alle Pflanzen im Dunkeln. Es überrascht nicht zu hören, daß die ganz im Dunkeln gehaltenen Pflanzen fast waren, ein kümmerliches Dasein fristeten und bald abstarben. Die dem elektrischen Lichte ausgesetzten aber hatten hellgrüne Blätter und waren lebenskräftig, jedoch weniger als die dritte Gruppe, die ja doppelt so lange dem Tageslichte als diese dem elektrischen Lichte ausgesetzt blieb. Die vierte Gruppe endlich, welche nicht bloß dem Tageslichte, sondern auch 6 Abendstunden dem elektrischen Lichte ausgesetzt war, übertraf alle anderen an Lebenskraft und dem saftigen Grün der Blätter.

Bei einer zweiten Versuchsreihe befand sich die elektrische Lampe im Innern eines Treibhauses. Eine Pflanzengruppe war nur dem Tageslichte ausgesetzt, eine zweite dem elektrischen Lichte während 11 Stunden der Nacht und am Tage im Dunkeln gehalten, eine dritte befand sich 11 Stunden unter dem Einfluß des Tageslichtes und 11 Stunden unter dem des elektrischen Lichtes. Die Experimente wurden 4 Tage und 4 Nächte fortgesetzt. Die letzte Pflanzengruppe war den andern an kräftigen Aussehen und an der Farbe der Blätter weit überlegen. Tulpenknospen öffneten sich im elektrischen Lichte in 2 Stunden.

Hiermit war das Problem der Hauptfrage nach gelöst worden: das elektrische Licht ermöglicht also die Entwicklung der Pflanzen wie das Sonnenlicht, ja es scheint sogar das Wachstum der Blüthenknospen mehr zu befördern als dieses. Auch zeigte sich wenigstens bei den Versuchspflanzen, daß der tägliche Wechsel von Tag und Nacht zum Gedeihen nicht nöthig ist, daß dieses vielmehr auch unter dem Einflusse dauernden Lichtes stattfindet.

Siemens hat aber seitdem seine Versuche in größerem Maßstabe fortgesetzt. Eine elektrische Lampe befand sich im Innern eines Treibhauses und eine andere im Freien, 12 bis 14 Fuß über niedrig gelegenen Gewächshäusern. Die Lampen von 4000 Kerzen Lichtstärke wurden allabendlich, außer Sonntag, um 6 Uhr und an den kürzeren Tagen um 5 Uhr angezündet und brannten bis zum Sonnenaufgange. Das elektrische Licht im Freien war von einer Glaslaterne umgeben, während das im Treibhause befindliche unverhüllt blieb, um die Wirkung des Lichtes unter diesen beiden Bedingungen festzustellen. Als Versuchspflanzen wurden benützt: Erbsen, französische Bohnen, Weizen, Gerste und Hafer, ferner Blumenkohl, Erdbeeren, Himbeeren, Pfirsiche, Weinreben und verschiedene Blümpflanzen, wie Rosen, Rhododendron und Azaleen. Dabei machte sich sofort ein merkwürdiger Unterschied in der Wirkung geltend. Während jene, die sich unter dem Einflusse des von einer Glaslaterne umhüllten elektrischen Lichtes befanden, gut gediehen und somit die früheren, oben mitgetheilten Resultate bestätigten, nahmen die Treibhauspflanzen, die von dem unverhüllten elektrischen Lichte bestrahlt wurden, ein verkümmertes Aussehen an. Aber das bloße Zwischenhalten einer Scheibe farblosen Glases zwischen die Lichtquelle und die Pflanzen hatte eine überraschende Wirkung. Wurde die Glasseibe so angebracht, daß die Strahlen nach dem Passiren derselben nur einen Theil einer und derselben Pflanze trafen, auf den anderen aber die Strahlen unmittelbar auffielen, so war im Laufe einer einzigen Nacht eine deutliche Grenzlinie auf den einzelnen Blättern wahrzunehmen. Der letztere Pflanzentheil, obwohl er 9 bis 10 Fuß von der Lichtquelle entfernt war, erschien zusammengeschrumpft, während derjenige Theil, welcher sich unter dem Glasischirme befand, ein gesundes Aussehen hatte.

Worauf beruht nun die schützende Wirkung des Glases? Das farblose Glas absorbiert die eigentlich leuchtenden Strahlen so gut wie gar nicht. Diese können daher nicht die Ursache der Zerstörung sein. Aber Stokes zeigte 1853, daß der elektrische Lichtbogen besonders reich ist an unsichtbaren Strahlen von hoher Brechbarkeit, den sogenannten ultravioletten, und daß diese vom Glase beträchtlich absorbiert werden. Die Vermuthung lag daher nahe, daß diese Strahlen die zerstörenden Wirkungen auf die

Pflanzenzellen ausüben, im Gegensatz zu den leuchtenden, welche vielmehr die organische Thätigkeit anregen. Um diese Vermuthung einer näheren Prüfung zu unterwerfen, säete Siemens Senf und andere rasch keimende Samen und theilte das Feld in gleiche radikale Abschnitte, so daß alle sich in gleicher Entfernung von der elektrischen Lichtquelle befanden. Ein Abschnitt war dem freien Lichte ausgesetzt, auf den zweiten fiel das Licht durch eine Scheibe von farblosem Glase, auf den dritten durch einen von gelbem, auf den vierten von rothem, auf den fünften von blauem Glase.

Die unter dem farblosen Glase befindlichen Pflanzen zeigten das schnellste und kräftigste Wachstum. Ihnen zunächst standen die etwas helleren und schwächeren unter dem gelben Glase; die unter dem rothen waren schwächlich und gelblich; die unter dem blauen noch krankhafter. Die unbedeckten Pflanzen endlich waren verkümmert, hatten sehr dunkle und zum Theil zusammengeschrumpfte Blätter. Dies ist übrigens eine Bestätigung der schon 1843 von Draper gefundenen Thatsache, daß die gelben und nicht, wie man annahm, die violetten Strahlen die Kohlensäure in den Pflanzenzellen am meisten zerlegen.

Nachdem Siemens, durch diese Erfahrungen veranlaßt, das elektrische Licht mit einer Glaslaterne umgeben hatte, erhielt er durchaus befriedigende Resultate. So brachten Erbsen, welche Ende Oktober gesät wurden, unter dem Einflusse ununterbrochenen Lichtes, das nur in der Nacht von Sonnabend zu Sonntag den Pflanzen entzogen blieb, am 16. Februar reife Früchte hervor. Himbeerstöcke, am 16. Dezember in's Treibhaus gebracht, reiften am 1. März, gleichzeitig eingebrachte Erdbeersträucher brachten schon am 14. Februar Früchte von ausgezeichnetem Geschmack und Duft hervor. Weinreben, welche am 26. Dezember sprossen trieben, brachten am 10. März reife Trauben von etwas herberem Geschmack als gewöhnlich. Weizen, Gerste und Hafer schossen gewaltig, legten sich aber vor völliger Reife. Im Freien gesät, keimten sie anfangs bei Frost und Schnee nur schwierig, entwickelten sich aber beim Eintritte milderer Witterung rasch und gaben bis Anfang Mai, unter dem Einflusse des elektrischen Lichtes, Ende Juni reife Körner.

Um die Zweifel mancher Botaniker zu prüfen, ob die so gewonnenen Pflanzen fortpflanzungsfähig seien, wurden die — wie oben erwähnt — am 16. Februar gewonnenen Erbsen am 18. wieder gepflanzt. Sie wuchsen in wenig Tagen und trugen alle Anzeichen einer gesunden Entwicklung. Natürlich bedarf es noch weiterer Versuche, um diese Frage endgiltig zu entscheiden.

Die bevorstehenden Versuche, welche sich über zwei Winter erstrecken, haben also erwiesen, daß für das Gedeihen der Pflanzen ein periodischer Wechsel von Licht und Dunkelheit im allgemeinen nicht nöthig ist. Zwar begünstigt dieser das Längenwachstum der Stiele, aber der kontinuierliche Lichtreiz erscheint nicht bloß einer gesunden Entwicklung im allgemeinen günstig, sondern beschleunigt dieselbe auch durch alle Stadien vom ersten Blatt bis zur reifen Frucht. Wie sehr diese letztere der auf gewöhnlichem Wege gewonnenen überlegen, zeigte sich an einer Pflanzengattung (Musa), die nur während ihres Jugendwachstums und dann während der Fruchtentwicklung elektrisch beleuchtet wurde. Sie brachte 75 Pfund Früchte, jede Banane von ungewöhnlicher Größe und unübertroffenem Geschmack.

Siemens hofft, daß das elektrische Licht geeignet wäre, die Sonnen-thätigkeit zu unterstützen, um solche Pflanzen zur Reife zu bringen, für welche die Dauer der Sonnenwirkung hierzu oft nicht ausreicht, ja er hofft, daß die Zeit nicht mehr fern ist, da das elektrische Licht die Gartenkultur unabhängig machen wird von Klima und Jahreszeit, und daß es überdies die Erzeugung neuer Varietäten begünstigen dürfte.

Diese Hoffnungen gehen weit, wohl etwas zu weit. Vorläufig werden wohl nur wenige Reiche für ihre Glashäuser, besonders zum Zwecke des Treibens, allenfalls auch Blumentreiber von Profession in großen Städten davon Gebrauch machen. Vor allen Dingen muß auch künstliche Erwärmung der Räume im Winter dazu kommen, denn die vom elektrischen Licht ausstrahlende Wärme kommt fast nicht in Betracht. Am nützlichsten dürfte, wie E. Regel, der Direktor des kaiserlichen botanischen Gartens zu Petersburg, bemerkt, das elektrische Licht sich im hohen Norden, wie in Petersburg, für die Kultur erweisen, da die zartesten Gewächshauspflanzen im Winter dort nicht aus Mangel an Wärme, sondern aus Mangel an Licht absterben. Regel beabsichtigt, weitere Versuche anzustellen. Als besonders wichtig ist jedenfalls das Resultat hervorzuheben, daß der unmittelbare Einfluß des elektrischen Lichtes schädlich auf das Pflanzenleben einwirkt und die Strahlen desselben stets durch farbloses Glas geleitet werden müssen.

Das diesjährige Datum des Osterfestes gehört fast zu den frühesten, die überhaupt möglich sind: es ist der 25. März. Bisher trat dieser Fall nur ein in den Jahren 1663, 1674, 1731 und 1742; im 19. Jahrhundert bis jetzt noch gar nicht. Außer in 1883 wird auch in 1894 Ostern auf den 25. März fallen und in den folgenden Jahrhunderten in den Jahren 1951, 2035, 2046, 2057, 2103, 2114, 2125 und 2198 v. Nach den Bestimmungen des Konzils zu Nicäa kann Ostern überhaupt frühestens auf den 22. März fallen. Dies tritt ein, wenn der in Betracht zu ziehende Vollmond auf den 21. März trifft und wenn gleichzeitig dieser Tag ein Sonnabend ist. Diese beiden Bedingungen treffen offenbar sehr selten zusammen. Es war dies der Fall in den Jahren 1598, 1693, 1761, 1818 und wird wieder der Fall sein in den Jahren 1970, 2076 und 2144; in den dann folgenden drei Jahrhunderten wird Ostern niemals auf den

22. März fallen. Der späteste Termin für Ostern ist der 25. April. Dieser ebenso seltene Fall trat bis jetzt ein in den Jahren 1666 und 1734 und wird wieder eintreten in den Jahren 1886, 1943, 2043, 2117, 2269 u. s. w.

In Paris hat in den letztvergangenen Tagen unter großem Zulauf eines distinguirten Publikums die Versteigerung der Juwelen der Sarah Bernhardt begonnen. Der erste Tag ergab 85,170 Fres. Erlös. Der höchste Preis, 24,000 Fres., wurde für ein Diamantenhalsband erzielt.

## Briefkasten.

H. Hg. Carmen Sylva ist die Königin von Rumänien; Dugo Bürger ist Pseudonym für Lubliner.